

ELiS_e

[e'li:zə]

<Essener Linguistische Skripte – elektronisch>

Claus Wenderott

Sprache – Geschichte –
Sprachgeschichte.

Friedrich Engels als Sprachhistoriker

elise@uni-essen.de

<http://www.elise.uni-essen.de>

Claus Wenderott (Essen)

Sprache – Geschichte – Sprachgeschichte Friedrich Engels als Sprachhistoriker

„Was wir am Rhein in mühseliger Kleinarbeit gefunden haben, stand schon 40 Jahre früher vor Engels' Blick. Die Schrift von Engels kehrt sich schon zur Zeit der unbestrittenen Herrschaft der Junggrammatiker ab von der rein physiologisch-gesetzmäßigen, naturgeschichtlichen Betrachtung der Sprache. Engels sieht statt des Festen und Starren, statt der Vereinzelung, statt des Gesetzes die geschichtliche Bewegung und das geschichtliche Leben. Er vollzieht, ohne es ausdrücklich zu sagen, den Umschwung zur geschichtlich-sozialen Betrachtung der Sprache.“¹

Dieses Urteil formuliert 1946 einer der bekanntesten und einflussreichsten deutschen Sprachhistoriker der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert, Theodor Frings, über einen selten als Sprachforscher wahrgenommenen Autor und einen seiner bis heute kaum bekannten Texte zur Geschichte der deutschen Sprache, über Friedrich Engels und seine 1881/82 entstandene Arbeit „Der fränkische Dialekt“.

Der Forschung musste die Arbeit lange Zeit unbekannt bleiben, denn erst mehr als ein halbes Jahrhundert nach der Niederschrift lag sie gedruckt vor: Sie wurde 1935 vom Marx-Engels-Lenin-Institut in Moskau in einer deutsch-russischen Ausgabe veröffentlicht. Die erste Veröffentlichung im deutschsprachigen Raum erfolgte 1952 innerhalb einer Sammlung der Arbeiten von Engels „Zur Geschichte und Sprache der deutschen Frühzeit“.² Ein Jahr später wurde der Text erneut in einem Sammelband abgedruckt,³ und 1962 erschien er innerhalb der Ausgabe der Werke von Marx und Engels (MEW).⁴

Obwohl der „Fränkische Dialekt“ also seit geraumer Zeit zugänglich ist, blieb Frings bis heute der einzige nicht-marxistische deutsche Sprachhistoriker, der sich über ihn zusammenhängend geäußert hat. In den einschlägigen Standardwerken der deutschen

¹ Frings 1946, 3.

² Berlin (= Kleine Bücherei des Marxismus-Leninismus. 35)

³ In: Marx-Engels-Lenin-Stalin, Zur deutschen Geschichte I. Berlin 1953

⁴ MEW 19, S. 494-518.

Germanistik wird die Arbeit von Engels lediglich vereinzelt erwähnt.⁵ Die Forschung in der UdSSR dagegen hat seinerzeit den Aufsatz, wie auch die anderen Beiträge von Engels zur Sprachwissenschaft, ausführlich zur Kenntnis genommen und ausgewertet.⁶ Die Sprachwissenschaftler der DDR haben sich mit dem Sprachhistoriker Engels erst lange nach Frings intensiver beschäftigt. Ausführlichstes Zeugnis dafür ist eine wissenschaftliche Konferenz, die zum Thema „Der Beitrag von Friedrich Engels zur Entwicklung der wissenschaftlichen Sprachtheorie und aktuelle Probleme der marxistisch-leninistischen Sprachwissenschaft“ anlässlich des 150. Geburtstags von Engels 1970 stattfand.⁷ Fast alle Referenten sind in ihren Vorträgen auch auf den „Fränkischen Dialekt“ eingegangen.

In den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts hatte Engels sich intensiv mit der Geschichte Deutschlands und Europas beschäftigt. Dies fand seinen Niederschlag in den Arbeiten „Zur Urgeschichte der Deutschen“ und „Fränkische Zeit“, die etwa gleichzeitig entstanden (1881/82). Seine sprachwissenschaftlichen Interessen, die sich in etlichen Zeugnissen aus verschiedenen Zeiträumen dokumentieren,⁸ hat Engels im „Fränkischen Dialekt“ für den weiteren Rahmen seiner historischen Arbeiten nutzbar gemacht: Der Aufsatz ist konzipiert als Anmerkung zur „Fränkischen Zeit“. Obwohl die Erkenntnisse, die er darin über Sprache und Sprachentwicklung gewinnt, ohne Zweifel eigenes wissenschaftliches Gewicht haben, ist die primäre Funktion der Arbeit doch, durch die sprachlichen Befunde die historische Argumentation zu ergänzen. Die Beobachtungen am fränkischen Dialekt sollen Aufschluss geben über die Siedlungsgrenzen zur Zeit des Frankenreiches.

⁵ Vgl. etwa Bach 1969, 123. Bach hat aber offenbar nicht die Arbeit von Engels selbst vorgelegen, sondern nur der Artikel von Frings.– Dass die Ignoranz der Forschung bis in die jüngere Zeit anhielt, hat M. Bierwisch in seiner Rezension des „Lexikons der Germanistischen Linguistik“ (Tübingen 1973) kritisiert, das „trotz neomarxistischer Intentionen etlicher Autoren den Germanisten Friedrich Engels nicht kennt.“ (Germanistik 15. 1974, 521)

⁶ Vgl. dazu vor allem Schirmunski 1962, aber auch M. M. Guchman, Der Weg zur deutschen Nationalsprache I. Berlin 1964. – Schirmunski, der dem „Fränkischen Dialekt“ das ganze erste Kapitel seiner umfangreichen Arbeit widmet, weist darauf hin, dass es N. J. Marr war, der Engels‘ Aufsatz, den er schon vor 1935 kannte, zuerst ausführlich erwähnte, wenn auch mit ganz falschen Schlussfolgerungen (Schirmunski 1962, 38).

⁷ Diese Konferenz wurde von der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald vom 26. bis 28.11.1970 auf Rügen veranstaltet. Die meisten Referate sind abgedruckt im Heft 3/4 der ZPSK 24 (1971). Einen der wenigen Hinweise auf den Sprachhistoriker Engels brachte die Kleine Enzyklopädie „Die deutsche Sprache“, hrsg. v. E. Agricola u. a., Leipzig 1969, 354–356.

⁸ Bekannte Beispiele sind: „Die deutsche Ideologie“ (1845/46; zus. mit K. Marx), „Dialektik der Natur“ (1873–1883), „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft“ (1876–1878), „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats“ (1884). Hinzu kommen verschiedene Belege in Briefen, vor allem an K. Marx.

Das Problem der Gliederung des fränkischen Sprachraums war kurz vor Engels' Versuch, nach früheren Darstellungen z. B. von Müllenhoff, von einem der führenden Junggrammatiker, Wilhelm Braune, nochmals umfassend behandelt worden.⁹ Braune sieht als „sicherste quelle zur erkenntnis der älteren deutschen mundarten (...) die nach ort und zeit feststehenden urkunden“ an. Aufgrund dieser Urkunden versucht er, „die ausdehnung und den character der niederrheinischen mundarten in der 2. hälften des 13. und im 14. Jahrhundert einigermassen festzustellen.“¹⁰ Ergebnis seiner Untersuchung ist eine „dreiteilung in ober-, mittel- und niederfränkisch. Einteilungsgrund ist der stand der consonanten, vornehmlich der dentalen, welche ja von der hochdeutschen lautverschiebung am stärksten afficiert sind.“¹¹ Die drei Teile sollen in der genannten Reihenfolge dem Ober-, Mittel- und Niederdeutschen zugerechnet werden.

Diesen Aufsatz und seine Ergebnisse meint Engels unter anderen, wenn er gleich zu Beginn seiner Arbeit feststellt: „Es ist diesem Dialekt sonderbar mitgespielt worden von den Sprachgelehrten.“¹² Sonderbar schien ihm das unhistorische Vorgehen der Junggrammatiker, wie es sich bei Braune deutlich zeigt. Dieser sammelt Belege aus einem relativ schmalen Zeitraum und meint, daraus eine Gliederung des „fränkischen Stammes“ ableiten zu können, dessen wechselvolle Geschichte und Sprachgeschichte er damit gerade nicht erfasst. Sonderbar ist weiterhin, dass die wenigen Merkmale, die die hochdeutsche Lautverschiebung kennzeichnen, als „Einteilungsgrund“ verabsolutiert werden. Diese Merkmale, die als „Hauptunterscheidungsmittel“ bei Dialektbeschreibungen zu Engels' Zeit umstritten waren, macht er für „all die Verwirrung in der Beurteilung fränkischer Sprache durch Nichtfranken“¹³ verantwortlich.

Bei seiner eigenen Untersuchung begnügt sich Engels nicht damit, relativ späte Zeugnisse auszuwerten, sondern versucht, auch ältere Denkmäler einzubeziehen. So analysiert er die Sprache der sog. Cottonschen Handschrift des Heliand aus dem 9. Jahrhundert, die von M. Heyne noch für altniederfränkisch gehalten wurde. Den Umstand, dass hier ein Denkmal aus dem Bereich einer Sprachgrenze vorliegt, nutzt Engels einerseits, um markante Unterschiede zwischen Fränkisch und Sächsisch herauszuarbeiten, andererseits aber gibt er ihm Gelegenheit, das schematische Vorgehen der germanischen Philologie seiner Zeit deutlich zu machen. In dem altsächsischen Heliand – dass es sich hier um ein altsächsisches Denkmal handelt, bezweifelt auch Braune nicht – tauchen „neben den sächsischen einigemal Formen ganz anderer Art (auf): tholônd - sie dulden, gornônd - ihr klagt, und als Imperativ mârient - verkündigt, seggient - sagt, wo das Sächsische tholôd, gornôt, mâriad, seggiad fordert. Diese Formen sind nicht nur fränkisch, sie sind sogar echt Werdener, bergischer Lokaldialekt bis heute. Im Bergischen

⁹ Braune 1874.

¹⁰ a.a.O., 2.

¹¹ a.a.O., 3.

¹² MEW 19, 494.

¹³ a.a.O., 495.

machen wir ebenfalls alle drei Pluralpersonen des Präsens gleich, aber nicht sächsisch auf d, sondern fränkisch auf nt. Gegen märkisches wi hebbet heißt es da gleich wi hant, (...)“.¹⁴ Ein kleiner Ausschnitt aus dem Ganzen des bergischen Dialekts weist abweichende Formbildung auf, die auf begrenzten Einfluss aus dem benachbarten Sächsischen schließen lässt. „Braune und andre haben auf die einfache Wahrnehmung hin, dass hier im Bergischen die drei Personen gleich gemacht werden, das ganze bergische Gebirgsland kurzerhand für sächsisch erklärt. Die Regel ist allerdings aus Sachsen herübergedrungen, leider aber wird sie fränkisch ausgeführt und beweist damit das Gegenteil dessen, was sie beweisen soll.“¹⁵ Engels’ Auslegung wird heute von der Forschung allgemein bestätigt. Bach nennt die Erscheinungen „Kreuzungen im Flexionssystem“ und zeigt, dass solche Mischbildungen an der „Grenze zwischen Rheinland und Westfalen“ nicht selten zu beobachten sind.¹⁶

Neben dem Heliand und anderen literarischen Denkmälern, wie den westrheinischen Psalmen, zieht Engels auch etliche nichtliterarische Dokumente aus verschiedenen Zeiträumen und unterschiedlichen Orten zu Rate, so die Werdener Heberegister, die sog. Freckenhorster Rolle (9. bis Anfang 11. Jahrhundert) und die sog. Paderborner Denkmäler, eine Sammlung juristischer Texte aus dem 10. bis 11. Jahrhundert. Durch die detaillierte Analyse dieser und anderer Texte gelingt es ihm, sprachliche Befunde und Veränderungen als eine Form geschichtlicher Verhältnisse und Bewegungen verstehend, die Spuren der Franken als Sprecher des Fränkischen nachzuzeichnen. Er kommt zu dem Resultat, „daß das Fränkische schon im 6. und 7. Jahrhundert ein eigner, zwischen dem Hochdeutschen, also zunächst Alamannischen, und dem Ingovänischen, also zunächst Sächsischen und Friesischen, den Übergang bildender, damals noch ganz auf gotisch-niederdeutscher Verschiebungsstufe stehender Dialekt war.“¹⁷

Die Erkenntnisse, die Engels in seinen historischen Untersuchungen gewonnen hat, setzt er zu den sprachlichen Beobachtungen in Beziehung. In einer Anmerkung zur „Urgeschichte der Deutschen“ unter dem Titel „Die deutschen Stämme“ stellt er dar, was er im „Fränkischen Dialekt“ dann noch einmal ausdrücklich betont: Dass die Franken „ein eigner deutscher Hauptstamm die Iskävonen waren, die wohl zu verschiedenen Zeiten fremde Bestandteile in sich aufnahmen, aber auch zu assimilieren die Kraft hatten.“¹⁸ Historische und sprachwissenschaftliche Argumentation, unabhängig voneinander geführt, stützen sich hier gegenseitig. Die enge Verflechtung von Geschichte der Sprache und Geschichte der Sprachträger bleibt dabei stets bewusst. Die daraus abzuleitende These von der geschichtlich frühen Einheitlichkeit des fränkischen Stammes steht ganz im Gegensatz zu der mittels der Methode der „einfachen Wahrnehmung“, d. h. durch

¹⁴ a.a.O., 496.

¹⁵ a.a.O., 496f. Vgl. dazu Braune 1874, 12 u. pass.

¹⁶ Bach 1969, 161.

¹⁷ MEW 19, 499.

¹⁸ a.a.O.

positivistische Sammlung und Interpretation sprachlicher Fakten vorgenommenen Gliederung des Fränkischen. Die Einteilung nach den Merkmalen der hochdeutschen Lautverschiebung, einer für die hier wichtigen Gebiete relativ späten Erscheinung, hatte den Blick auf den ursprünglichen Zustand geradezu verstellt.

Engels verfährt kritisch, indem er die gängige Einteilung als unzulänglich, weil einseitig und unhistorisch, destruiert, und zugleich konstruktiv, indem er – auf der Basis seiner geschichtlichen und sprachgeschichtlichen Befunde zur Frühzeit – selbst eine Gliederung liefert, die nicht im Widerspruch zu den historischen Tatsachen steht. Er unterscheidet zunächst zwei große Gruppen, das Niederländische und das Rheinfränkische, unter das er alle übrigen fränkischen Dialekte subsumiert. Diese sind für ihn: Das Ripuarische, das Mittelfränkische und das Oberfränkische, das für ihn vor allem im Pfälzischen repräsentiert ist. Bezogen auf das Mittelfränkische meint Frings, dieses Gebiet sei „bei Engels das, was gewöhnlich Moselfränkisch genannt wird, also die Mundarten um Mosel und Lahn.“¹⁹ Engels weist eigens darauf hin, dass er dessen Nordgrenze „selbstredend“ weit südlicher ansetzt, als es gemeinhin geschieht.²⁰

Diese Gliederung weicht in allen Teilen von der üblichen ab, besonders in der Fassung des Ripuarischen, dessen traditionelle Einteilung Schirmunski das „krasseste Beispiel eines oberflächlichen Schematismus“ nennt.²¹ Engels hat sich mit einer Gliederung auseinander zu setzen, die das Ripuarische als Teil des Mittelfränkischen zum Westmitteldeutschen zählt, es letztlich auf eine Verschiebungsstufe mit Dialektien wie dem Hessischen, dem Thüringischen, dem Obersächsischen stellt. Braune beschreibt die Grenzen des Mittelfränkischen mit einer Linie „ungefähr von der Mosel und Lahn bis gegen Düsseldorf und gegen Westen bis nahe zur Maas.“²²

Dass diese Grenze den sprachlichen Verhältnissen entspricht, bestreitet Engel durchaus. Für die nördliche Linie, die Grenze also zwischen Niederdeutsch und Mitteldeutsch, konstatiert er, „das Ripuarische (stimme) in vielen Beziehungen zum Niederländischen, doch so, daß das Mittelniederländische ihm nähersteht als das Neuniederländische.“²³ Er sieht eine Anzahl lautlicher Entsprechungen, etwa: u wird vor m oder n mit folgendem Konsonant zu o, wr im Anlaut wird zu fr verhärtet, statt er, der, wer steht hē, dē, wē. Er verhehlt aber auch nicht, dass es gravierende Unterschiede gibt, so bei den Umlauten und der Deklination. Ergänzt werden diese Beobachtungen durch Aussagen über die Ortsnamen des Gebiets.²⁴ Auf keinen Fall sei nach diesen Befunden die scharfe Trennung gerechtfertigt, wie sie unter Berufung auf die hochdeutsche Lautverschiebung

¹⁹ Frings 1946, 3.

²⁰ MEW 19, 508.

²¹ Schirmunski 1962, 44.

²² Braune 1874, 6.

²³ MEW 19, 504.

²⁴ a.a.O. Das umfangreiche Material zu den Ortsnamen im fränkischen Sprachgebiet, das Engels hinzuzieht, wäre eine eigene Untersuchung wert.

vollzogen sei, zumal sich dieses Argument gewöhnlich auf deren „nicht einmal konsequent durchgeführtes Eindringen (...) in drei Fällen“²⁵ stützen müsse. „Hierdurch aber wird eine durch bestimmte Lautverhältnisse (...) zusammengehörige Gruppe von Mundarten, die sich auch noch im Volksbewußtsein als zusammengehörig erkennt, willkürlich und nach einem hier ganz zufälligen Merkmal auseinandergerissen.“²⁶ Der spürbare Riss zwischen Niederdeutschem und Mitteldeutschem, verursacht durch die hochdeutsche Lautverschiebung, verlaufe vielmehr „zwischen Sieg und Lahn, zwischen Ahr und Mosel.“²⁷ Zu dem gleichen Resultat kam später nach langjährigen Untersuchungen auch Frings.²⁸ Die Verhältnisse im Ripuarischen lassen sich wiederum nur richtig verstehen, wenn man die historische Dimension konsequent in die Analyse einbezieht: „Die ripuarischen Mundarten bildeten eine feste Gruppe, lange ehe ein Teil von ihnen t, in- und auslautendes k und p lernte.“²⁹ Die Verschiebung traf auf eine Sprache, die bereits eine hohe Stufe der Entwicklung erreicht hatte, und hat sie „in mehrere Stücke zerrissen.“³⁰

Die Gegenüberstellung von „Volksbewußtsein“, d. h. Bewusstsein der Sprecher von ihrer Sprache, und „a priori konstruierten Kennzeichen“³¹ benutzt Engels auch, um noch einmal die Fehlinterpretation der sprachlichen Verhältnisse im ripuarisch-sächsischen Grenzgebiet ins Bewusstsein zu rücken. Hier ist Engels als Sprecher der Sprache seiner Heimat Wuppertal besonders engagiert. Er weiß aus eigener Erfahrung, dass der bergische Dialekt „unmerklich von Dorf zu Dorf (...) in die Mundart der Rheinebene übergeht, (während) er an der westfälischen Grenze haarscharf vom sächsischen Dialekt geschieden ist.“³²

An diesen letzten Ausführungen, die die Unhaltbarkeit der junggrammatischen Positionen nochmals deutlich zeigen, lassen sich einige Beobachtungen machen, die vermitteln, warum in den Arbeiten über den – nicht professionellen – Sprachforscher Engels immer wieder auf die methodologische Bedeutung seiner Abhandlung über den „Fränkischen Dialekt“ hingewiesen wird.

In der Forschung vor Engels und auch noch zu seiner Zeit war es üblich, als Quellen im Rahmen sprachhistorischer Untersuchungen allein die Denkmäler des altdeutschen Schrifttums heranzuziehen.³³ So war es eine Neuerung, wenn Engels wiederholt mit Nachdruck und, wie sich zeigte, mit Erfolg Ergebnisse seiner eigenen Beobachtungen an

²⁵ MEW 19, 505.

²⁶ a.a.O.

²⁷ a.a.O., 516.

²⁸ Frings 1946, 3.

²⁹ MEW 19, 506.

³⁰ a.a.O., 505.

³¹ a.a.O., 506.

³² a.a.O.

³³ Dazu Schirmunski 1962, 39.

der lebendigen, auch von ihm selbst gesprochenen Sprache in seiner Analyse berücksichtigte. Dadurch wurde es ihm möglich, die Mängel der von ihm kritisierten Forschung klarer zu erkennen, aber auch seine eigenen Hypothesen stets neu zu überprüfen. Das Verfahren, gesprochene Sprache für die sprachhistorische Forschung mehr oder weniger systematisch auszuwerten, wurde in der traditionellen Dialektforschung erst einige Zeit später üblich, als man im Rahmen der Arbeit an Sprachatlanten die sog. direkte Methode entwickelte. Interessant ist, dass diese Methode dazu gedacht war, die Thesen der Junggrammatiker zu bestätigen, wenn möglich zu präzisieren. In der Praxis bewirkte sie das Gegenteil.

Gesprochene Sprache zu berücksichtigen, hieß für Engels konkret, Sprache nicht mehr zu verstehen als Summe einzelner, in sich homogen gedachter Merkmale, sondern als eine sowohl komplexe wie komplizierte Größe. Das drückt sich in dem dauernden Bemühen aus, die Grenze der Untersuchung von Veränderungen einzelner Laute zu überwinden. Die Junggrammatiker zeigten unfreiwillig durch ihr Prinzip, Sprachentwicklung „als von nur rein innersprachlich und naturgesetzlich wirkenden ‚Lautgesetzen‘ determiniert“³⁴ aufzufassen, dass – so paradox es klingt – das Konkrete das Abstrakte ist, dass über der Fixierung auf isolierte Einzelheiten der Zusammenhang des Gegenstands Sprache verloren geht.

Auch bei Engels nehmen die Beobachtungen im phonologischen Bereich noch den größten Raum ein, jedoch versucht er, auch grammatische, vereinzelt sogar lexikalische Merkmale zu berücksichtigen. Jedenfalls ist das Spektrum seiner Belege bereits so weit, dass er ein Phänomen wie die Heterogenität von Sprache in den Blick bekommt. Nicht anders ist sein Schluss zu verstehen, den fränkischen Dialekt als einen zu interpretieren, „der sowohl Hochdeutsch wie Niederdeutsch ist.“³⁵ Auch die o. a. Erläuterungen zum Einfluss eines Dialekts auf einen anderen sind unter diesem Aspekt aufschlussreich. Beide Erscheinungen lassen sich schließlich nicht begreifen ohne ein differenziertes Verständnis des Verhältnisses von Diachronie und Synchronie.

Die Komplexität der Sprache ist für Engels natürlich nicht nur ein dem Gegenstand immanentes Phänomen, sondern zentrale Bedeutung hat für ihn der Zusammenhang mit der Geschichte. Nicht nur ist, wie angedeutet, „Der fränkische Dialekt“ in enger Beziehung zu den historischen Arbeiten von Engels zu sehen. Wäre darin sein Wert erschöpft, hätte Sprachwissenschaft in der Tat ausschließlich die Funktion eines Beiträgers. Vielmehr wird in vielen Einzelheiten der sprachwissenschaftlichen Arbeit selbst erkennbar, dass Engels sich der Spezifik von Sprache und Sprachgeschichte bewusst ist, dass er daher so entscheidende Probleme wie den Zufall in der Sprachgeschichte – im Zusammen-

³⁴ Wurzel 1973, 659.

³⁵ MEW 486. In diesem Zusammenhang wird Jacob Grimm von Engels scharf kritisiert, weil er darauf beharrte, ein deutscher Dialekt müsse entweder Hochdeutsch oder Niederdeutsch sein. „Dabei ging ihm der fränkische Dialekt total verloren.“ Im übrigen verhehlte Engels nie, wie viel er gerade Grimm für seine sprachwissenschaftlichen Studien verdankte.

hang mit dessen Ergänzung, der Notwendigkeit – einzuordnen weiß. Das widersprüchliche Verhältnis von Sprache und Geschichte lässt sich, das zeigt Engels, am ehesten in der konkreten Analyse erhellen. Der Grad an möglicher Erkenntnis aber hängt, auch das zeigt er, davon ab, welcher Begriff von Sprache der Analyse zugrunde liegt – und welcher Begriff von Geschichte.

Literatur

- Bach, Adolf (1969): Deutsche Mundartforschung. Ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben. 3., unveränderte Auflage Heidelberg.
- Braune, Wilhelm (1874): Zur kenntnis des fränkischen und zur hochdeutschen lautverschiebung. In: PBB 1, 1-56.
- Engels, Friedrich (1968): Dialektik der Natur. In: K. Marx u. F. Engels, Werke. Bd. 20. 2. Aufl. Berlin, 307-570. (zit. MEW 20)
- Engels, Friedrich (1972): Der fränkische Dialekt. In: K. Marx u. F. Engels, Werke. Bd. 19. 3. Aufl. Berlin, 494-518 (zit. MEW 19)
- Frings, Theodor (1946): Friedrich Engels als Philologe. In: Tägliche Rundschau. Nr. 191 v. 18.8.1946, 3.
- Schirmunski, Viktor M. (1962): Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten. Berlin.
- Wurzel, Wolfgang Ullrich (1973): Friedrich Engels als Linguist. In: ZPSK 26, 652-674.